

Henry Miller

# Big Sur und die Orangen des Hieronymus Bosch



rowohlt  
e-BOOK

# **Big Sur und die Orangen des Hieronymus Bosch**

Aus dem Englischen von Kurt Wagenseil

 rowohlt  
e-BOOK

Der Autor der vielumstrittenen «Wendekreis»-Bücher bekennt sich hier mit leidenschaftlicher Diesseitsfrömmigkeit zu einem Leben fern aller Zivilisation, in ursprünglichem Einverständnis von Mensch und Natur, wie er selbst es lange Jahre in bizarrer Einöde an der kalifornischen Küste im Kreise von Künstlern, Intellektuellen und gleichgesinnten Originalen verwirklichte.

Henry Miller, der am 26. Dezember 1891 in New York geborene deutschstämmige Außenseiter der modernen amerikanischen Literatur, wuchs in Brooklyn auf. Die dreißiger Jahre verbrachte Miller im Kreis der «American Exiles» in Paris. Sein erstes größeres Werk, das vielumstrittene «Wendekreis des Krebses», wurde – dank des Wagemuts eines Pariser Verlegers – erstmals 1934 in englischer Sprache herausgegeben. In den USA zog die Veröffentlichung eine Reihe von Prozessen nach sich; erst viel später wurde das Buch in den literarischen Kanon aufgenommen. Henry Miller starb am 7. Juni 1980 in Pacific Palisades, Kalifornien.

# **Inhaltsübersicht**

***Widmung***

***Mottos***

***Vorwort***

***Zeitliches***

***Topographisches***

***Im Anfang***

***Erster Teil Die Orangen des Tausendjährigen Reiches***

***Zweiter Teil Friede und Einsamkeit: Ein Potpourri***

*1. Kapitel*

*2. Kapitel*

*3. Kapitel*

*4. Kapitel*

*5. Kapitel*

*6. Kapitel*

*7. Kapitel*

*8. Kapitel*

*9. Kapitel*

*10. Kapitel*

*11. Kapitel*

*12. Kapitel*

*13. Kapitel*

*14. Kapitel*

*15. Kapitel*

***Dritter Teil Das verlorene Paradies***

***Epilog***

*Für Emil White vom Anderson Creek, einen der wenigen  
Freunde, die mich nie enttäuscht haben*

Ich bin überzeugt, daß das Leben auf dieser Erde keine Qual, sondern ein angenehmer Zeitvertreib ist, wenn wir einfach und klug leben.

THOREAU

Zu meinem Kummer und zu meinem Vergnügen gehe ich mit den Dingen nach meinem Gutdünken um ... Ich bringe alles in meine Bilder, was mir gefällt. Um so schlimmer für die Dinge - sie müssen sehen, wie sie miteinander auskommen.

ICASSO

Ich habe die Malerei geliebt, seitdem ich im Alter von sechs Jahren mit ihr bekannt wurde. Ich malte einige Bilder, die mir ziemlich gut erschienen, als ich fünfzig war, aber in Wirklichkeit waren alle meine Sachen nichts wert, bevor ich die Siebzig erreicht hatte. Mit dreiundsiebzig habe ich schließlich jede Seite der Natur erfassen können - Vögel, Fische, Säugetiere, Insekten, Bäume, Gräser, kurz, alles. Wenn ich achtzig bin, werde ich mich noch weiter entwickelt haben, und mit neunzig werde ich die Geheimnisse der Kunst wirklich meistern. Wenn ich hundert Jahre alt werde, könnte man meine Kunst vielleicht als vollkommen bezeichnen, aber mein



letztes Ziel werde ich erst mit hundertzehn erreichen, wo dann jede Linie und jeder Strich voll Leben sein werden.

HOKUSAI, «*Der kunsttolle alte Mann*»

Dieses Buch besteht aus drei Teilen und einem Epilog, der ursprünglich als Flugschrift unter dem Titel: *Dies ist meine Antwort!* erscheinen sollte. Ich schrieb ihn 1946, als ich in Anderson Creek wohnte, und habe ihn seitdem gekürzt und umgearbeitet. Er bildet jetzt eine Art Wurmfortsatz, den man zuerst oder zuletzt lesen kann, wie es dem Leser beliebt.

Ich hatte beabsichtigt, eine Bibliographie meiner veröffentlichten Werke, und zwar sowohl der amerikanischen und englischen als auch der fremdsprachlichen Ausgaben hinzuzufügen, aber das ist ja nun in einem kürzlich veröffentlichten Buch geschehen, auf das ich interessierte Leser hinweise. [\*]

Das einzige Werk, an dem ich jetzt arbeite, ist *Nexus*, der Schlußband der Trilogie *The Rosy Crucifixion*. Von *The World of Lawrence* sind Bruchstücke in einem Sammelband bei *New Directions* erschienen, die weitere Arbeit an diesem Buch habe ich aber seit langem aufgegeben. *Draco and the Ecliptic* ist noch nicht ausgebrütet.

Die folgenden Bücher, die alle, mit einer Ausnahme, ursprünglich auf englisch in Paris erschienen und von

denen die meisten ins Französische, Deutsche, Dänische, Schwedische und Japanische übersetzt sind, durften jahrelang nicht in Amerika veröffentlicht werden: *Tropic of Cancer* [\*], *Aller Retour New York*, *Black Spring* [\*], *Tropic of Capricorn* [\*], *The World of Sex*, *The Rosy Crucifixion* (*Sexus* und *Plexus* [\*]). *Sexus* darf gegenwärtig in Frankreich auch nicht veröffentlicht werden, in keiner Sprache. In Japan ist die japanische Ausgabe dieses Buches, aber nicht die englische, verboten worden. *Quiet Days in Clichy*, das gerade in Paris in Druck gegangen ist, wird wahrscheinlich auch verbrannt werden - hier und anderswo.

Der einfachste Weg, die verbotenen Bücher zu erhalten, wäre ein Sturm auf die Zollhäuser in allen unseren Einfuhrhäfen.

Meinen wärmsten Dank spreche ich Charles Haldeman aus, der den weiten Weg von Winter Park in Florida zurücklegte, um mir Wilhelm Fraengers Buch über Hieronymus Bosch zu übergeben. Möge er mir verzeihen, daß ich ihn an jenem Tage so wenig feierlich empfangen habe!

Anfang 1930 verließ ich New York mit der Absicht, nach Spanien zu gehen. Ich gelangte nie dorthin. Dafür blieb ich bis Juni 1939 in Frankreich. Dann fuhr ich nach Griechenland, weil ich dringend Entspannung brauchte. Anfang 1940 mußte ich Griechenland wegen des Krieges verlassen und kehrte nach New York zurück. Bevor ich mich in Kalifornien niederließ, zog ich ein ganzes Jahr in Amerika umher, das war der «Albdruck mit Klimaanlage». Während dieser Zeit von zweieinhalb Jahren schrieb ich *The Colossus of Maroussi* [\*], *The World of Sex*, *Quiet Days in Clichy* [\*], Teile von *The Air-conditioned Nightmare* und das erste Buch von *The Rosy Crucifixion (Sexus)*.

Im Juni 1942 ließ ich mich für immer in Kalifornien nieder. Über ein Jahr lang wohnte ich in Beverley Glen, gleich vor Hollywood. Dort traf ich Jean Varda, der mich veranlaßte, nach Monterey auf Besuch zu kommen. Das war im Februar 1944. Ich blieb mehrere Wochen bei Varda in seiner «Roten Scheune» und machte dann auf seine Anregung hin einen Ausflug nach Big Sur, um Lynda Sargent zu besuchen. Lynda wohnte damals in dem Blockhaus, um das später das berühmte «Nepenthe»

erbaut wurde. Ich blieb dort zwei Monate als Gast. Dann bot mir Keith Evans, der damals zum Heeresdienst eingezogen war, sein Blockhaus auf Partington Ridge an – durch Lynda Sargents Bemühungen. Hier blieb ich von Mai 1944 bis Januar 1946. Während dieser Zeit machte ich eine kurze Reise nach New York, verheiratete mich wieder in Denver und bekam eine Tochter, Valentine. Nach Keith Evans' Rückkehr ins bürgerliche Leben mußten wir uns ein anderes Quartier suchen. Im Januar 1946 zogen wir nach Anderson Creek, fünf Kilometer weiter, wo wir eine der ehemaligen Sträflingsbaracken mieteten, die am Rande einer Klippe gelegen war. Im Februar 1947 kehrten wir nach Partington Ridge zurück und bezogen das Haus, das ursprünglich Jean Wharton für sich gebaut hatte. Am Ende dieses Jahres traf Conrad Moricand bei uns ein, harnte aber nur ein Vierteljahr auS. 1948 wurde mein Sohn Tony geboren.

Partington Ridge liegt etwa zwanzig Kilometer südlich vom Postamt Big Sur und etwa sechzig Kilometer von Monterey entfernt. Abgesehen von einer Vergnügungsreise nach Europa im Jahre 1953, als ich wieder heiratete, habe ich seit Februar 1947 ständig auf Partington Ridge gelebt.

An einem Februartag vor zwölf Jahren, bei einem heftigen Platzregen, kam ich in Big Sur an. Am Abend desselben Tages aß ich nach einem verjüngenden Bad im Freien in den heißen Schwefelquellen (Slades Quellen) bei dem Ehepaar Ross in der sonderbaren Hütte, die sie damals in Livermore Edge bewohnten. Damit fing etwas mehr als eine Freundschaft an. Man könnte es vielleicht besser eine Einweihung in ein neues Leben nennen.

Erst ein paar Wochen nach dieser Begegnung las ich Lillian Ross' Buch *Der Fremde*. Bis dahin war ich hier nur auf Besuch gewesen. Aber die Lektüre dieses «kleinen Klassikers», wie man das Buch nennt, bestärkte mich in meinem Entschluß, hier Wurzel zu fassen. In Zuande Aliens Worten «fühlte ich mich zum erstenmal in der Welt, in die ich hineingeboren war, heimisch».

Jahre vorher besang unser großer amerikanischer Dichter Robinson Jeffers in seinen Prosagedichten diese Gegend zum erstenmal. Jack London und sein Freund George Stirling besuchten diesen Landstrich oft in nun längst vergangenen Tagen. Sie legten den langen Weg vom Mondtal her zu Pferd zurück. Im allgemeinen wußten die

Leute aber von diesem Teil des Landes so gut wie gar nichts, bis 1937 die Carmel-San-Simeon-Straße eröffnet wurde, die sich achtzig oder mehr Kilometer an der Küste des Stillen Ozeans entlangzieht. Bis dahin war dies tatsächlich die unbekannteste Gegend in ganz Amerika.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kamen die ersten Ansiedler hierher, meistens abgehärtete Bergbewohner, Abkömmlinge der ersten Pioniere des Westens. Sie waren nach den Worten von Lillian Ross den Büffelpfaden gefolgt und verstanden es, von ungesalzenem Fleisch zu leben. Sie kamen zu Fuß und zu Pferd, und sie hatten Boden unter sich, den Weiße noch nie betreten hatten, nicht einmal die unerschrockenen Spanier. Soweit man weiß, waren die Esselen-Indianer die ersten menschlichen Wesen, die vorher hier gewesen waren, ein auf niedriger Kulturstufe stehender Stamm, der ohne feste Wohnsitze umherschweifte. Diese Indianer sprachen eine Sprache, die in keinem Zusammenhang mit der anderer kalifornischer oder sogar amerikanischer Stämme stand. Als um 1770 die Padres nach Monterey kamen, erzählten ihnen die Indianer von einer alten Stadt Excelin, die ihnen einmal gehört habe, von der aber nie Spuren gefunden worden sind.

Doch vielleicht sollte ich zuerst erklären, wo die Gegend von Big Sur eigentlich liegt. Sie beginnt nicht weit nördlich vom Kleinen Sur (Malpaso Creek) und erstreckt sich bis

Lucia, das wie Big Sur auch nur ein nadelspitzer Punkt auf der Karte ist. Von der Küste geht sie ostwärts bis zum Salinastal. Ungefähr umfaßt die Gegend von Big Sur eine Fläche von der zwei- oder dreifachen Größe der Republik Andorra.

Manchmal fällt einem Besucher die Ähnlichkeit dieser Küsten mit gewissen Teilen des Mittelmeergestades auf; andere vergleichen sie mit der Küste Schottlands. Aber solche Vergleiche besagen nichts. Big Sur hat ein eigenes Klima und einen eigenen Charakter. Hier berühren sich die äußersten Gegensätze. Es ist eine Gegend, wo man sich immer des Wetters, des Raumes, der Großartigkeit der Landschaft und ihres beredten Schweigens bewußt ist. Hier treffen sich die Zugvögel aus Nord und Süd. Es sollen hier tatsächlich mehr Vogelarten zu finden sein als in irgendeinem anderen Teil der Vereinigten Staaten. Es ist auch die Heimat der Mammutbäume. Man stößt auf sie, wenn man nach Norden kommt, und läßt sie hinter sich, wenn man sich südwärts wendet. Nachts kann man noch den Präriewolf heulen hören, und wenn man sich über die nächste Bergkette traut, kann man Berglöwen und anderen wilden Tieren begegnen. Der graue Bär ist hier nicht mehr zu finden, aber mit der Klapperschlange muß man noch rechnen. An klaren, hellen Tagen, wenn das Blau des Meeres mit dem des Himmels wetteifert, kann man Habichte, Adler, Bussarde über den tiefen Canyons sehen,



aus denen kein Laut dringt. Im Sommer, wenn die Nebel heranrollen, sieht man von oben auf ein langsam über den Ozean hinflutendes Wolkenmeer. Oft sehen diese Wolken wie große, in Regenbogenfarben schillernde Seifenblasen aus, über die sich dann und wann ein doppelter Regenbogen spannt. Im Januar und Februar sind die Berge am grünsten, fast so grün wie die Smaragdinsel. November bis Februar sind die besten Monate, die Luft ist dann frisch und kräftigend, der Himmel rein und klar, die Sonne noch so warm, daß man ein Sonnenbad nehmen kann.

Von unserem Horst, der etwa dreihundert Meter über dem Meer liegt, kann man die Küste nach beiden Richtungen dreißig Kilometer weit überblicken. Die Zickzackkrümmungen der Straße lassen einen an die Grande Corniche denken. Anders als an der Riviera aber sind hier weniger Häuser zu sehen. Wer schon länger hier ist und umfangreichen Landbesitz hat, ist nicht begierig darauf, die Gegend für den Fremdenverkehr geöffnet zu sehen. Sie wollen alle ihren jungfräulichen Charakter erhalten. Wie lange wird sie sich gegen die Eindringlinge wehren können? Das ist die große Frage.

Die Aussichtsstraße, von der ich oben schon gesprochen habe, hat sehr viel Geld gekostet und wurde buchstäblich aus dem Felsen herausgesprengt. Sie bildet jetzt einen Teil der großen internationalen Autostraße, die eines Tages vom Norden Alaskas bis nach Feuerland führen wird. Wenn

sie fertig ist, kann vielleicht das Auto, wie früher das Mastodon, ausgestorben sein. Aber Big Sur wird für immer bestehen, und möglicherweise wird im Jahre 2000 die Bevölkerung auch nur ein paar hundert Seelen zählen. Vielleicht wird es dann wie Andorra und Monaco eine Republik für sich sein. Vielleicht werden die gefürchteten Eindringlinge nicht aus anderen Teilen des amerikanischen Festlandes, sondern über den Ozean kommen, auf welchem Wege ja ehemals die Indianer hierher gelangt sein sollen. Dazu werden sie dann aber keine Schiffe oder Flugzeuge benutzen.

Und wer kann sagen, wann dieses Gebiet wieder einmal von den Wassern der Tiefe bedeckt sein wird? Geologisch gesprochen ist es noch gar nicht so lange her, daß es sich aus dem Meer erhoben hat. Seine Berghänge sind fast so verräterisch wie das eisige Wasser, in dem man übrigens kaum je ein Boot oder einen abgehärteten Schwimmer sieht, wohl aber gelegentlich einen Seehund, einen Seeotter oder einen Pottwal. Das Meer, das scheinbar so nahe ist und so verlockend aussieht, ist oft schwer zu erreichen. Wir wissen, daß es den Konquistadoren nicht möglich war, an der Küste entlangzuziehen, auch konnten sie sich nicht den Weg durch den Busch bahnen, der die Berghänge bedeckt. Ein einladendes Land, aber schwer zu erobern. Es versucht, unberührt und unbewohnt zu bleiben.

Wenn ich dem Pfad folge, der sich über die Berge schlängelt, reiße ich mich manchmal zusammen und bemühe mich, die Pracht und die Großartigkeit der Aussicht in mich aufzunehmen. Wenn sich die Wolken im Norden auftürmen und das Meer von tanzenden Schaumkronen bedeckt ist, sage ich mir manchmal: «Das ist das Kalifornien, von dem die Menschen früher träumten, dies ist der Pazifik, auf den Balboa von den Bergen Dariens hinausblickte, dies das Gesicht der Erde, wie es der Schöpfer haben wollte.»

Ehemals, in alten Zeiten, gab es nur spukhafte Schatten.  
Im Anfang der Dinge, wenn jemals ein Anfang war.

Es war eine wilde Felsenküste, trostlos und abschreckend für Pflastertreter, einladend und bezaubernd für Taliessins. Dem Kleinhäusler gelang es nie, frische Sorgen auszugraben.

An Vögeln fehlte es nie, Raubvögel und Aasgeier hoch oben im Blau, Zugvögel in Mengen. (Zuweilen schwebte der Kondor vorüber, groß wie ein Ozeandampfer.) Das Gefieder war schön bunt, aber die Schnäbel waren hart und grausam. Sie schossen über dem Horizont hervor wie Pfeile, die an einer unsichtbaren Schnur befestigt sind. Wenn sie nahe waren, schien es ihnen Spaß zu machen, herunterzusausen, zu tauchen, zuzupacken, Purzelbäume zu schlagen. Einige fühlten sich an den Klippen und an der Brandung wohl, andere suchten die Talschluchten auf, die rotbehelmteten Hügel, die marmorweißen Gipfel.

Da waren auch die kriechenden, schleichenden Geschöpfe, einige träge wie das Faultier, andere voll Gift, aber alle merkwürdig schön. Die Menschen fürchteten sie

mehr als die unsichtbaren, die bei Anbruch der Nacht wie Affen schwatzten.

Wenn man sich vorwärts bewegte, ob zu Fuß oder im Sattel, mußte man mit Stacheln, Dornen und Schlingpflanzen kämpfen, mit allem, was sticht, haftet, stößt und Gift spritzt.

Wer lebte hier zuerst? Vielleicht Troglodyten. Der Indianer kam erst spät. Sehr spät.

Obwohl das Land im geologischen Sinn jung ist, hat es doch ein altersgraues Aussehen. Aus den Ozeantiefen stiegen sonderbare Felsgebilde auf, mit eigenartigen verführerischen Umrissen. Als wenn die Titanen der Tiefe Äonen gearbeitet hätten, um die Erde zu modeln und zu formen. Selbst vor Tausenden von Jahren waren die großen Landvögel verduzt, wenn sie plötzlich diese seltsamen Gebilde sahen.

Es sind keine nennenswerten Ruinen oder sonstigen Überreste vorhanden. Ein geschichtsloses Land. Was nicht war, spricht beredter als das, was war.

Hier bezog der Mammutbaum seine letzte Verteidigungsstellung.

In der Morgendämmerung tut es fast weh, diesen majestätischen Baum zu betrachten. Auch er hat dasselbe vorgeschichtliche Aussehen. Als wäre er immer da gewesen und würde immer da sein. Im Spiegel der Ewigkeit lächelt die Natur über sich selbst.

Weit unten liegen die Seehunde auf dem warmen Felsen, ein Gewimmel wie von fetten braunen Würmern. Über dem ständigen Tosen der Brandung kann man ihr heiseres Bellen meilenweit hören.

Gab es einmal zwei Monde? Warum nicht? Es gibt Berge, die ihre Kopfhaut verloren haben, Ströme, die unter hohem Schnee kochen. Dann und wann poltert die Erde, um eine Stadt dem Erdboden gleichzumachen oder eine neue Goldader zu öffnen.

Nachts leuchtet der Boulevard von Rubinaugen.

Und was gleicht dem Sprung eines Fauns, wenn er plötzlich aus dunkler Leere stürzt? Gegen Abend, wenn alles verstummt, wenn die geheimnisvolle Stille niedersinkt, alles umschließt, alles sagt.

Jäger, lege dein Gewehr hin! Nicht die Erschlagenen klagen dich an, sondern die Stille, die Leere. Du lästerst Gott.

Ich sehe den einen, der dies alles träumt, wenn er unter den Sternen dahinfährt. Schweigend betritt er den Wald. Jeder Zweig, jedes abgefallene Blatt – eine nicht enträtselbare Welt. Durch das gezackte Laub sprüht das zersplitterte Licht Edelsteine der Phantasie. Große Köpfe tauchen aus ihnen auf, die Reste gestohlener Riesen.

«*Mein Pferd! Mein Land! Mein Königreich!*» Das Gestammel von Idioten.

Im Rhythmus der Nacht atmen Pferd und Reiter tief den Duft von Tannen-, Kampfer- und Eukalyptusbäumen ein. Der Friede breitet seine nackten Schwingen aus.

War es jemals anders gedacht? Sollte es nicht immer so sein?

Liebe, Güte, Friede und Barmherzigkeit. Weder Anfang noch Ende. Die Wiederkehr, die ewige Wiederkehr.

Und immer weicht das Meer zurück. Der Mond zieht es hinter sich her. Nach Westen, neues Land. Neue Erdgestalten. Träumer, Ausgestoßene, Vorläufer. Weiter gegen die andere Welt, die Welt, die einst war und weit weg ist, die Welt von gestern und morgen.

Die Welt innerhalb der Welt.

Von welchem Lichtreich waren wir Schatten, welche die trüchtige Erde verdunkeln?

## **Erster Teil**

# **Die Orangen des Tausendjährigen Reiches**

Die kleine Gemeinde, die zuerst nur aus dem sagenhaften «Ausländer» Jaime de Angulo bestand, hat sich auf ein Dutzend Familien vermehrt. Der Berg (Partington Ridge) nähert sich seinem Sättigungspunkt, so schnell geht das hier. Der große Unterschied zwischen dem Big Sur, das ich vor elf Jahren vorfand, und dem heutigen besteht darin, daß jetzt so viele Kinder geboren werden. Die Mütter scheinen hier ebenso fruchtbar zu sein wie der Boden. Die kleine Landschule, nicht weit vom Staatspark gelegen, ist schon fast überfüllt. Sie gehört zu jener Art Schulen, die zum großen Nachteil unserer Kinder schnell vom amerikanischen Boden verschwinden.

Wer weiß, wie es hier in zehn Jahren aussehen wird! Wenn man hier Uran oder anderes für Kriegszwecke wichtiges Material findet, wird Big Sur bald nur noch eine Legende sein.

Schon heute ist es kein Vorposten mehr. Die Ausflügler und Besucher nehmen von Jahr zu Jahr zu. Emil Whites *Führer durch Big Sur* allein bringt Schwärme von Touristen



an unsere Türen. Was mit jungfräulicher Bescheidenheit begonnen wurde, droht als Goldgrube für Reisebüros zu enden. Die ersten Ansiedler starben weg. Sollte ihr Landbesitz in kleine Parzellen aufgeteilt werden, kann sich Big Sur schnell zu einem Vorort (Monterey) entwickeln, mit fahrplanmäßigem Omnibusverkehr, Wurstbratereien, Tankstellen, Geschäftsfilialen und all dem anderen widerlichen Firlefanz, der einen Vorort so schauderhaft macht.

Du siehst aber schwarz, wird man sagen. Mag sein, daß uns die sonstigen mit dem Fortschritt verbundenen Greuel erspart bleiben. Vielleicht bricht inzwischen, ehe wir herausgesetzt werden, das Tausendjährige Reich an.

Ich denke gerne an meine erste Zeit auf Partington Ridge zurück. Damals gab es hier noch kein elektrisches Licht, kein Propangas, keine Kühlschränke, und die Post kam nur dreimal in der Woche. Damals und selbst später noch kam ich ohne Auto aus. Ich hatte allerdings einen kleinen Wagen (der einem Kinderspielzeug nicht unähnlich war), den Emil White für mich zusammengezimmert hatte. Ich hatte leider keinen Ziegenbock, den ich vorspannen konnte, und so mußte ich mich selbst ins Geschirr legen. Geduldig zog ich damit die Post und alles, was ich (meistens für andere) eingekauft hatte, einen etwa zweieinhalb Kilometer langen steilen Weg hinauf. Wenn ich an die Straßenkehre bei

Roosevelts kam, zog ich bis zum Schulterzugriemen alles aus, was ich anhatte. Was sollte mich davon abhalten?

Damals kamen fast nur junge Leute zu Besuch, die kurz vor dem Militärdienst standen oder gerade entlassen worden waren. (Die jungen Leute sind heute noch immer mit dem Militär beschäftigt, obwohl der Krieg 1945 zu Ende ging.) Die meisten dieser jungen Burschen waren Künstler oder wären gerne welche gewesen. Manche blieben und schlugen sich jämmerlich durch. Manche kamen später wieder und machten dann den Versuch, durchzuhalten. Sie waren alle von der Sehnsucht erfüllt, dem schauderhaften Leben der Gegenwart zu entgehen, und entschlossen, lieber wie Ratten zu leben, wenn sie nur in Ruhe und Frieden leben könnten. Eine sonderbare Gesellschaft war das! Einer der ersten, die sich hier verkrochen, war Judson Crews aus Waco in Texas. Er erinnerte einen wegen seines struppigen Bartes und seiner Redeweise an einen Mormonen. Er lebte fast ausschließlich von Erdnußbutter und wildem, grünem Senf. Er rauchte und trank nicht. Norman Mini, der schon eine ungewöhnliche Laufbahn hinter sich hatte – sie fing damit an, daß er wie einst Poe aus West Point entlassen wurde –, blieb (mit Frau und Kind) lange genug, um einen Anfängerroman zu vollenden – den besten Anfängerroman, den ich je gelesen habe und der deshalb noch unveröffentlicht ist. Norman unterschied sich dadurch von

den anderen, daß er zwar auch arm wie eine Kirchenmaus war, aber einen Keller hatte, an dem er sehr hing. Er enthielt einige der feinsten Weine, die man sich nur wünschen konnte (inländische und ausländische). Walker Winslow schrieb damals gerade seinen Roman *Wenn der Mensch verrückt ist*, der ein Erfolgsschlager wurde. Walker schrieb mit Eilzuggeschwindigkeit und anscheinend ohne Unterbrechung in einer winzigen Hütte an der Straße, die einmal White gebaut hatte, um den ständigen Strom von Herumstreichern abzufangen, die ihm Tage, Wochen, Monate, ja, Jahre auf der Pelle lagen.

Alles in allem sind seit meiner Ankunft etwa hundert Maler, Schriftsteller, Tänzer, Bildhauer und Musiker hier gewesen und wieder abgezogen. Mindestens ein Dutzend besaß echtes Talent und kann noch Spuren in der Welt hinterlassen. Der einzige, der zweifellos ein Genie und der bemerkenswerteste von allen außer Varda war, der aber einer früheren Zeit angehörte, war Gerhart Münch aus Dresden. Gerhart gehört in eine eigene Kategorie. Als Pianist ist er unübertrefflich, wenn nicht unvergleichlich. Er ist auch Komponist und dazu noch gelehrt bis in die Fingerspitzen. Wenn er nichts Weiteres getan hätte, als uns Skrjabin zu interpretieren – und er tat weit mehr, leider ohne Ergebnis! –, müßten wir in Big Sur ihm für immer dankbar sein.

Da ich gerade von Künstlern spreche – es ist sonderbar, daß nur wenige von dieser Gilde es hier lange aushalten. Fehlt hier etwas? Oder gibt es hier vielleicht zuviel – allzuviel Sonnenschein, zuviel Nebel, zuviel Freude und Zufriedenheit?

Fast jede Künstlerkolonie verdankt ihren Beginn dem Verlangen eines reifen Künstlers, sich der Clique, die sich an ihn hängt, zu entziehen und mit ihr zu brechen. Der ausgewählte Platz ist gewöhnlich ideal, besonders für den Entdecker, der den größten Teil seines Lebens in dumpfen Löchern und Dachstuben zugebracht hat. Die «möchtegern»-Künstler, für die Ort und Atmosphäre von überragender Bedeutung sind, bringen es immer fertig, einen solchen stillen Winkel in eine lärmende, operettenhafte Kolonie zu verwandeln. Es bleibt abzuwarten, ob dies auch mit Big Sur geschehen wird. Glücklicherweise gibt es einige Abschreckungsmittel.

Ich bin davon überzeugt, daß der noch nicht ausgereifte Künstler selten in einer idyllischen Umgebung gedeiht. Er braucht in erster Linie, obschon man so etwas nie wie ein Rezept empfehlen kann, Lebenserfahrung aus erster Hand – bittere Erfahrungen, um es deutlicher zu sagen, mehr Kampf, mehr Entbehrungen, mehr Schmerz, tiefere Enttäuschungen. Er darf nicht hoffen, solche Anstachelungen oder Stimulantien hier in Big Sur zu finden. Wenn er nicht auf der Hut ist, wenn er nicht bereit

ist, sich ebenso mit Phantomen wie mit bitteren Wirklichkeiten herumzuschlagen, kann er hier leicht geistig und seelisch einschlafen. Wenn sich hier eine Künstlerkolonie niederlassen sollte, wird sie den Weg aller anderen gehen. Künstler gedeihen nicht in Kolonien. Ameisen eher. Der Künstler braucht im Anfang vor allem das Vorrecht, mit seinen Problemen in Einsamkeit ringen zu können – und dann und wann ein gutes, saftiges Beefsteak.

Wer für sich leben will, für den ist das Hauptproblem, lästige Besuche fernzuhalten. Man kann sich nie darüber klarwerden, ob Besuche ein Fluch oder ein Segen sind. Bei all der Erfahrung, die ich in den letzten Jahren gesammelt habe, weiß ich noch immer nicht, wie oder ob ich mich gegen die ständige Invasion, gegen die schnüffelnde, zudringliche Spezies des «homo fatuoso» schützen soll. Sie besitzt die erstaunliche Fähigkeit, mich immer im ungeeignetsten Augenblick zu überfallen. Ein schwerer zugängliches Versteck zu suchen, halte ich für nutzlos. Der Besuchsfanatiker, der sich in den Kopf gesetzt hat, einen unbedingt kennenzulernen, wenn auch nur um einen Händedruck auszutauschen, würde sich nicht scheuen, selbst den Himalaja zu erklimmen, um sein Ziel zu erreichen.

Ich habe seit langem bemerkt, daß man in Amerika jedem Besucher schutzlos preisgegeben ist. Es wird von einem

erwartet, daß man jederzeit zur Verfügung steht, sonst wird man als komischer Kauz angesehen. Nur in Europa leben Schriftsteller hinter Gartenmauern und verschlossenen Türen.

Zu allen anderen Problemen, mit denen er fertig werden muß, hat der Künstler auch noch einen ständigen Kampf um seine Freiheit zu führen, einen Ausweg aus dem täglichen, sinnlosen Trott zu finden, der jeden Aufschwung zu lähmen droht. Noch mehr als andere Sterbliche bedarf er einer harmonischen Umgebung. Als Maler oder Schriftsteller kann er seine Arbeit so ziemlich überall tun. Es ist nur fast unmöglich, dort, wo das Leben billig, die Natur einladend ist, das bloße Existenzminimum zu erwerben, das man braucht, um Körper und Seele zusammenzuhalten. Ein Mann mit Talent muß seinen Lebensunterhalt nebenbei erwerben oder seine schöpferische Arbeit nebenbei tun. Eine schwierige Wahl!

Wenn er das Glück hat, einen idealen Ort oder eine ideale Gemeinschaft zu finden, so folgt daraus noch nicht, daß ihm dort auch die Ermutigung zuteil wird, die er so dringend nötig hat. Im Gegenteil, er wird wahrscheinlich entdecken, daß sich niemand für seine Arbeit interessiert. Im allgemeinen wird man ihn als sonderbaren Heiligen ansehen. Und das ist er natürlich, da das, was ihn dazu macht, dieses geheimnisvolle Element ist, ohne das seine Mitmenschen so gut auskommen können. Er wird fast